

PHILIP ANTON

Mein Vater

Mein Vater hat die Geschichten, die er gerne von sich erzählte, nie genau zeitlich verortet, etwa durch Jahres- oder Altersangaben. Wenn ich dies an der einen oder anderen Stelle an seiner statt tue, handelt es sich teilweise um Schätzungen. Fest steht allerdings, dass mein Vater am 16.02.1936 in Gladbeck geboren und auf den Namen Herbert Manfred Anton getauft wurde. Sein Vater arbeitete als Bergmann, die Mutter führte den Haushalt, und die Lebensumstände muss man wohl als bescheiden, wenn nicht als prekär bezeichnen. Sein Bruder Werner war zu dem Zeitpunkt bereits acht Jahre auf der Welt, und ich weiß erstaunlich wenig über das Verhältnis der beiden Brüder in ihrer Kindheit und Jugend. Im Laufe der Jahre kristallisierte sich allerdings heraus, dass Herbert ganz das Gegenteil von Werner war, der Jüngere mit starkem geistigem Talent gesegnet, der Ältere eher durchschnittlich begabt, dafür aber von viel größerer körperlicher Vitalität und Robustheit, die meinem Vater zuweilen fast schon unheimlich erschienen sein mag. Tatsächlich hat Werner den jüngeren Bruder schließlich sogar überlebt, wenn auch nur um einige Monate.

Eine erste bemerkenswerte Spur hat mein Vater im Alter von elf Jahren hinterlassen. Gemeinsam mit dem Bruder und seiner Mutter Clara war er während des Zweiten Weltkriegs landverschiedt worden, um den Bombardierungen des Ruhrgebiets zu entgehen. Sie hatten in Wienhausen in der Nähe von Celle bei Verwandten Unterschlupf gefunden. Dies wird wohl den Zeitraum von 1942 bis 1948 umfassen. Allen widrigen Umständen zum Trotz hat Herbert diese Zeit offensichtlich als glücklich empfunden, wobei allerdings eine Episode deutlich herausragte. Im Herbst 1947 entstanden in Wienhausen Szenen für den Spielfilm *Wege im Zwielficht*, Regie und Hauptrolle: Gustav Fröhlich. Mein Vater, offenbar neugieriger Beobachter der Dreharbeiten, wurde als Statist angeheuert, er hielt beachtliche fünf Mark in die Hand gedrückt sowie die Anweisung, auf ein Zeichen hin durch die Szene zu spazieren. Vor vielleicht zwanzig Jahren empfangen mich meine Eltern zu einem meiner regelmäßigen Besuche, taten geheimnisvoll, hielten mich an, vor dem Fernseher Platz zu nehmen, und legten eine Videokassette ein. Ich ahnte nach ein paar Minuten, was mich erwartete, schrak dennoch zusammen, als ich meinen Vater sah. Ich erkannte ihn auf der Stelle, denn was da durchs Bild stolzierte, war ein schwächtiger Jungenkörper, wie man ihn sich bei einem Elfjährigen vorstellen mag, auf den jedoch der unverhältnismäßig große Kopf meines Vaters, so wie ich ihn seit eh und je kannte, wie aufgesetzt wirkte. Das schien jedoch niemandem außer mir aufzufallen, und mein Vater machte seinen Job offenbar auch gut. Jedenfalls hat Gustav Fröhlich damals zu ihm gesagt: „Junge, aus dir kann was werden.“

Der Erinnerung mit dem großen Kopf traue ich heute selbst nicht mehr so ganz, zumal ich den Film auch nie wieder gesehen habe, aber vielleicht war es doch mehr als nur Einbildung und hängt mit der Tatsache zusammen, dass mein Vater schon früh „viel im Kopf“ hatte. So begann er mit etwa fünfzehn unvermittelt mit der Lektüre philosophischer Texte eines Nietzsche oder Schopenhauer. Ich habe eigentlich nie ernsthafte Schwierigkeiten damit gehabt, dass mein Vater als Geisteswissenschaftler eine ungleich erfolgreichere berufliche Laufbahn beschritten hat als ich selbst. Aber dass er so früh solch schwierige Texte, die mir bis heute als schwer verdaulich

erscheinen, aus reinem jugendlichem Interesse gelesen hat – daran hatte ich immer wieder mal zu knabbern. Ich möchte lieber nicht daran zurückdenken, was ich als Fünfzehnjähriger im Bücherregal stehen hatte. Dessen ungeachtet entschieden seine Eltern, dass er die Schule nach der mittleren Reife zu verlassen habe, um die Familie finanziell zu unterstützen, und eine Lehre auf der Baustelle beginnen sollte. Doch schien nun bereits ein Wesenszug in seiner Persönlichkeit stark genug entwickelt, nämlich sich von äußeren Umständen nicht von seinen Träumen abbringen zu lassen, und irgendwie muss er durch- gesetzt haben, weiter die Schule zu besuchen. Gänzlich befriedigend mag jedoch auch dies nicht gewesen sein, und so machte er sich mit sagen wir: siebzehn gemeinsam mit seinem Freund Gerhard auf – Richtung Indien. Als Tramper schafften sie es bis Genua, wo sie unter Bootsplanen schliefen, mein Vater sein gesamtes Geld bei einem Hütchenspieler verlor (es aber aus Mitleid zurückerhielt) und beide beinahe in die Finger von Werbern für die Fremdenlegion geraten wären. Diese Erfahrungen schienen markant genug gewesen zu sein, sodass sie schließlich erst einmal wieder den Heimweg antraten.

Die Tatsache, dass mein Vater nach längeren Unterbrechungen stets wieder am Unterricht teilnehmen konnte (denn zu der abgebrochenen Indienreise gesellte sich später unter anderem noch ein Trip nach Skandinavien), verdankt sich offenbar einem Lehrer, der vielleicht auch gutmütig gewesen war, aber in erster Linie das Talent meines Vaters erkannt hatte. Gleichzeitig hatte dieser bereits 1953, also mit siebzehn, seine Marie-Luise kennengelernt, was auch ein Grund gewesen sein mag, immer wieder nach Gladbeck zurückzukehren und das Thema Ausbildung mit etwas mehr Seriosität anzugehen. So schloss er schließlich die Schule 1957, immerhin schon im Alter von einundzwanzig Jahren, mit dem Abitur ab.

Auch was das Studium anbelangt, war Herberts Orientierungsweise recht individuell. Er ließ sich immer dorthin locken, wo bekannte Lehrkräfte tätig waren, so zunächst nach Göttingen zu Wolfgang Kayser, aber gleich im Jahr darauf nach Zürich zu Emil Staiger. Bis in die Schweiz drang dann wiederum die Kunde, dass ein Heidelberger Philosoph (Hans-Georg Gadamer) an einem besonderen Werk (*Wahrheit und Methode*) arbeitete, sodass er wiederum ein Jahr später seine Forschungen in die Stadt am Neckar verlagerte. Die häufigen Wechsel der Lehreinrichtungen schienen der fachlichen Entwicklung des Studenten nicht im Wege zu stehen. In Heidelberg fasste er jedoch endgültig Fuß, kam in Kontakt mit Gadamer und Heidegger und wurde schließlich Assistent von Arthur Henkel.

Am 29. August 1962 heirateten mein Vater und meine Mutter, Marie-Luise, und blieben miteinander glücklich bis zu ihrem Lebensende, also 61 Jahre lang. So ganz hatte Herbert seine Abenteuer-/Reiselust jedoch noch nicht abgeschüttelt. Von 1962 bis 1964 lebte er zwei Jahre in Paris und beschäftigte sich dort mit seiner Promotion, die er 1964 abschloss, zeitnah zur Geburt des ersten Sohnes, Christoph-Martin. Zwei Jahre später diagnostizierten Ärzte bei diesem eine starke geistige Behinderung.

Ich stelle mir vor, dass Christoph-Martins Geburt, dann aber vor allem auch die folgende Diagnose für meinen Vater (wie natürlich auch für meine Mutter) eine nicht unerhebliche Zäsur dargestellt hat. Die Idee der Freiheit hatte sein Handeln von früher Jugend an geprägt, und in den Jahren in Paris, das ja noch im Zeichen einer existenzialistischen Philosophie stand, wird sie sicherlich nicht verblasst sein. Das soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass Christoph-Martin eine große Liebe seines Lebens gewesen ist, doch nun galt es, die sehr autonome, individualistische Lebensform ein gutes Stück weit hintanzustellen. Dem kam entgegen, dass beruflich weiterhin alles nach Plan verlief, der Habilitation 1969 folgte 1970 der Ruf an die Universität Düsseldorf.

Es ist wahrscheinlich charakteristisch, dass die zweite Lebenshälfte in so einer Darstellung etwas weniger Raum einnimmt, zumindest für die Familie kehrte nun so etwas wie Alltag ein. Mit der Stelle in Düsseldorf verknüpft war der Umzug nach Mettmann, und zu diesem Zeitpunkt setzen auch meine eigenen Erinnerungen ein. Ich war 1967 als Zweitgeborener zu dem Familienunternehmen hinzugestoßen. Jeder ging seinen Verpflichtungen nach, mal jeder für sich, mal kooperativ. Die 14-täglichen Besuche bei den Großeltern in Gladbeck trugen das Ihre zur

Wochenstruktur bei, wobei mein Vater sich bemühte, nach dem Mittagessen so schnell wie möglich zusammen mit mir den Weg in Richtung Galopprennbahn einzuschlagen. Der Galoppsport war schon lange *die* Kompensation für seine geistige Tätigkeit gewesen, und es gelang ihm problemlos, dieses Virus an mich weiter- zugeben. In den Sommerferien kamen vierwöchige Urlaubsreisen nach Holland, ab 1978 nach Frankreich hinzu, in den Osterferien waren wir häufig an der Ostsee, und zwischendurch war immer wieder Paris ein beliebtes Ziel. Auch kamen häufig Gäste zu uns nach Hause, die mit viel Zuwendung und reichlich Speis und Trank versorgt wurden. Es war, einfach gesagt, immer etwas los, vor allem an den Wochenenden. Mein Vater lebte von jeher in seiner eigenen Herbert-Zeit, die ca. vier Stunden zeitversetzt zu der eines „normalen“ Nine-to-five-Arbeitnehmers lag, d. h., er ging oft erst gegen drei Uhr ins Bett und stand entsprechend spät auf. Seine legendäre Freitagsvorlesung fand nicht umsonst erst am Nachmittag statt. Er gestand mir einmal, dass dies ganz bewusst so geplant sei, um in der Nacht die Ruhe für ein ungestörtes Arbeiten finden zu können – ein nachvollziehbares Argument, denn die Magister- und Staatsarbeiten stapelten sich zeitweise hüfthoch in unserem Keller, ich habe es mit eigenen Augen gesehen.

Ich selbst empfinde meine Kindheit rückblickend als glücklich, mir wurde jedoch später bewusst, dass sich meine Eltern, vor allem mein Vater, nicht immer in der Ausführlichkeit um mich kümmern konnten, wie sie es vielleicht gewollt hätten, was auch der notwendigen Zuwendung zu meinen behinderten Bruder geschuldet war. Dennoch konnte ich auf sie bauen, wenn es darauf ankam. Eine kleine Anekdote mag dabei etwas über das Wesen meines Vaters aussagen: In den Siebziger- und Achtzigerjahren hatte der Galoppsport in der öffentlichen Wahrnehmung einen anderen Stellenwert als heute, was auch in häufigen Fernsehübertragungen von Rennen seinen Ausdruck fand. Einmal kam es zu einer für mich tragischen Kollision zwischen der Übertragung des „Zukunftsrennens“ aus Baden-Baden (ca. 15.45 Uhr) an einem Freitagnachmittag und dem notwendigen Besuch des Konfirmandenunterrichts (ab 14.30 Uhr). Meine Welt geriet beinahe aus den Fugen. Herbert überlegte eine Weile und schlug dann vor, ich solle ihn um 14 Uhr zu einem Termin beim Ohrenarzt begleiten, was ich auch tat. Im Anschluss schrieb er mir eine Entschuldigung des Inhalts: „Da Philip mit mir zum Ohrenarzt musste, konnte er heute leider nicht am Unterricht teilnehmen.“ – Er war mein Held, und wir schauten gemeinsam die Übertragung.

1982 verließ mein Bruder mit achtzehn die Familie und zog in eine Lebensgemeinschaft für Menschen mit Hilfebedarf in die Schwäbische Alp. Eine so schmerzhaft wie wichtige Entscheidung für meine Eltern, die in den folgenden zehn Jahren bei jeder Gelegenheit zu ihrem Sohn reisten – in der Regel gleich nach der Vorlesung am Freitag. Als Christoph-Martin 1992 seinen endgültigen Daseinsmittelpunkt im Vogelsberg fand, war die vielleicht größte Lebensaufgabe meiner Eltern zu großen Teilen bewältigt. Ich selbst zog aus der elterlichen Wohnung 1988 aus – nur um in den folgenden 35 Jahren mit großer Regelmäßigkeit in dieses Nest aus Geist, Humor und Wärme zurückzukehren. Während ich und mein Vater die Rennbahnbesuche in gleichbleibendem Rhythmus fortsetzten, stellte ich fest, dass er sich in kleinen Schritten aus dem gesellschaftlichen Leben zurückzog. Anfang der 2000er Jahre hatte er seine Lehrtätigkeit an der Uni weitgehend eingestellt, hielt sich jedoch mit kleinen Auftritten in der Düsseldorfer Stadtakademie oder bei der Thomas-Mann-Gesellschaft in Form. 2005 zog das Paar nach Alfter bei Bonn. Sie genossen die Zeit des Ruhestands und der weitgehenden Zurückgezogenheit, und die Herbert-Zeit verschob sich immer weiter, am Ende lag sie etwa acht Stunden hinter der mitteleuropäischen Zeit. Gleichzeitig hatte mein Vater mehr und mehr unter gesundheitlichen Einschränkungen zu leiden. Ende 2020 war die Wohnsituation dann nicht mehr aufrechtzuerhalten, und meine Eltern entschieden sich für den Umzug in ein Pflegeheim in Köln. Was in all diesen Jahren jedoch stets gleich blieb, war das im Hintergrund ablaufende fortwährende Zwiegespräch Herberts mit seinen philosophischen Leitsternen (mit den Jahren hatten sie begonnen, die literarischen mehr und mehr zu überstrahlen). Noch kurz vor seinem Tod sah ich mich vor die Aufgabe gestellt, einen Optiker ausfindig zu machen, der bereit war, den Weg ins Pflegeheim anzutreten, damit er mit neuen Gläsern endlich wieder seine Hegel-Lektüre würde aufnehmen können.

Im September 2023 ist mein Vater im Johannerstift in Köln-Kalk verstorben, meine Mutter folgte ihm wenige Wochen später nach. Sein Weg war keiner im Zwielficht, und Gustav Fröhlich hatte Recht behalten.

PHILIP ANTON